

## Keynote Leipzig 5.12.

Nachdem ich gefragt worden war, ob ich denn eine Keynote bei dieser Tagung halten wolle, habe ich mir überlegt: was ist das überhaupt. Und warum ich? Als Journalist, als Kulturjournalist schon gar, ist das, was wir „Digitalisierung“ nennen, mein ständiger Begleiter, als Hilfsmittel, als Gegenstand der Berichterstattung, aber auch als Schöpfer fortwährender Konkurrenzen um Aufmerksamkeit bei meinen Adressaten. Da ähneln sich meine Erfahrungen sicherlich mit denen der Menschen aus der Bibliothek.

Aber: habe ich wirklich einen „key“, einen Schlüssel zu einer Tür, von deren Existenz Sie noch nichts wissen. Oder kann ich einen „key“, eine Taste anschlagen, die eine Melodie eröffnet, die Sie den ganzen Tag über als Ohrwurm nicht loswerden. Oder drücke ich am Ende nur die Shift-Taste, und Sie werden mit Sonderzeichen statt Sinn konfrontiert.

Das ist, wie aus dem Lehrbuch, der launige Anfang einer Rede. Aber es führt uns auch mitten hinein in unser Thema. Denn an dem kurzen Beispiel der Vieldeutigkeit einer oft genutzten Vokabel habe ich schon eine wesentliche Anforderung an Bibliotheken heute beschrieben. Neben anderem können sie Poller sein gegen Raser, die zu schnell behaupten, etwas verstanden zu haben.

Wobei: ist das nicht von jeher eine Anforderung an Bibliotheken gewesen. Jene Zeiten beiseite gelassen, in denen Bibliotheken aus Giftschränken bestanden und die Aufgabe der Bibliothekarinnen und Bibliothekare darin, Zugänge zu erschweren und so Herrschaft aufrecht zu erhalten. Dies geht, auch das lehrt die Geschichte Ihrer Institution mit Giftschränken wie mit einem Überangebot an Immergleichem.

Meist jedoch waren Bibliotheken Orte des Austauschs von widersprüchlichen Meinungen und Deutungen zu relevanten Fakten. Und Orte der Nachforschung, was an diesen Fakten Fakt und was an ihnen relevant ist. Ist das durch Digitalisierung leichter geworden? Oder schwerer? Oder anders?

Wir alle rufen permanent „das Netz“ auf, um auf konkrete Fragen konkrete Antworten zu bekommen. Möglichst einfach, möglichst schnell. Hat sich also die Aufgabe der Bibliotheken verlagert, in einen imaginären Raum, für den es vielleicht noch ein Callcenter in Indien braucht, aber keine vorgehaltenen Medieneinheiten im zweiten Stock des Bürgerhauses einer ohnehin finanziell klammen Kommune?

Im Unterschied zum Orakel von Delphi kommen die Antworten aus „dem Netz“ (sie merken, dass ich diesen Begriff in Anführungszeichen setze) oft gar nicht so verwirrend daher. Da lohnt es also, sich den Bedeutungshof um einen Begriff, die historische Verfasstheit einer Frage oder die Dauer, die Erkenntnis braucht, zu vergegenwärtigen. Eine Aufgabe nur für Bibliothekarinnen und Bibliothekare? Eine besondere Aufgabe für sie?

Sie merken, dass ich hier Fragen stellen will, kein 5-Punkte-Plan zur Effizienzsteigerung der Bibliotheken im digitalen Zeitalter vorlege, zur Akzeptanzerhöhung und zur nachhaltigen Finanzierung neuer Aufgaben. Darüber wird an anderer Stelle auf dieser Tagung die Rede sein. Wie viele in Ihrem Metier frage ich mich als Mensch, der aus dem analogen Zeitalter kommt, derzeit weniger, was alles an neuen Möglichkeiten da ist. Vielmehr: was von dem, was ich einst gelernt hatte, hat noch Bestand. Wir werden sehen: eine ganze Menge.

„Es ist alles so schön bunt hier, ich kann mich nicht entscheiden“ sang einst Nina Hagen. Bei einem jüngsten Testsieger unter den e-book-Readern wird der Akku erst nach 38390 Seiten leer. Viele Tausend Bücher kann ich auf meinem mobilen Endgerät mit mir herumschleppen. Früher sagte ein Kollege immer „Meine Bücher stehen alle in der Bibliothek“. Aber er ging nie hin. Heute liegen sie in einer Cloud. Aber wieder ist es das Überangebot, das viele stocken lässt. Das „Netz“, also jene anonymisierten Prozesse, hinter denen von Menschen programmierte Vorschläge stehen, bietet oft die einfache Lösung der Ähnlichkeit an: „Menschen, die dieses Buch gekauft haben, haben sich auch folgende Seiten angesehen“. Wer

einmal überrascht festgestellt hat, wie sich Ergebnisse einer beherrschenden Suchmaschine unterscheiden, je nachdem, was von den Benutzern vorher gesucht wurde, der begreift: nie war es leichter als heute, in einer Blase von Bestätigung zu sein.

Vielleicht arbeiten Sie trotz allem gerne an Orten, an denen Sie umgeben sind von mehr Büchern, als Sie jemals lesen werden. (Ich weiß, die Frage, ob mehr aussortiert und weggeben werden soll, ist in der Branche ein heiß umstrittenes Thema). Ein Ort, an dem ich als Besucher an den Regalen entlang streifen kann. Die Gewissheit sinnlich greifen kann, dass da mehr ist, als ich brauche. Als ich anfang zu studieren, besuchte ich ziemlich bald an der Universität Freiburg im Breisgau das Freihandmagazin. Da waren die Bücher seit 1968 nach Eingang aufgestellt. Wie viele interessante Bücher neben den von mir gesuchten, habe ich da gefunden. Durch Zufall.

Und dieser Zufall können Sie sein. Denn wenn ich, real vor Ort oder digital von außen nicht nur einem anonymen Katalog, sondern Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern einer Institution begegnen kann, dann treffen meine Fragen und kulturellen Gelüste auf Ihre Vorlieben und Erfahrungen. Zufall heißt immer auch: da ist mehr als nötig. Bibliotheken machen uns ganz sinnlich im Raum sichtbar, dass Wissen mehr ist als nur Information. Wenn ich also mal zwischendurch einen Ratschlag geben darf, dann dieser: machen sie diese Räume, die realen und die virtuellen wohnlich. Machen Sie sie individuell. Für die eine ist das vielleicht eine Bauhausatmosphäre, für den anderen Räucherkerzen im Advent. Gestalten Sie mit den Nutzerinnen und Nutzern die Bibliothek. Und erzählen sie denen, dass auch Sie Nutzerinnen und Nutzer sind.

„Digitalisierung“ wird heute oft vordergründig technisch verstanden. Das eigentliche Zauberwort dahinter heißt aber „Verknüpfung“. Und da sind Sie seit Jahrhunderten Experten. Denn wie das, was wir heute prosaisch „Medieneinheiten“ nennen, immer wieder miteinander und aufeinander reagierte, davon erzählt unter anderem eine immer

unvollkommen bleibende Systematisierung der Aufstellung. Davon erzählen auch die Benutzerspuren.

Lange vor dem Internet, gab es die Idee davon. Lange vor dem ersten Computer dachte Gottfried Wilhelm Leibniz über eine neue Rechenmaschine nach. Gut, das sind Genies. Aber vielleicht haben Sie auch eine Idee, was Ihnen fehlt. Umgekehrt merken wir an vielen technischen Neuerungen die fehlende Fantasie: es sieht einfach wie das Alte aus. Als Menschen, die mit unterschiedlichen Aufschreibesystemen zu tun haben, können Sie der historischen Blindheit mancher Diskussionen über Chancen und Risiken der Digitalisierung begegnen. Zum Beispiel, indem Sie die Lesewutdebatte des späten 18. Jahrhunderts thematisieren. Die damalige Furcht der Männer, dass Frauen durch zu viel Lesen von der Hausarbeit abgehalten werden.

Was der Schweizer Schriftsteller Adolf Muschg über die Verbindung der Berliner Akademie der Künste mit ihrem Archiv schrieb, gilt auch für Ihre Einrichtungen: „Der Vorzug, in einem Haus zwei Geschwindigkeiten der kulturellen Wahrnehmung vereinigt zu haben, eine historische und eine gewissermaßen flagrante, befruchtet und beflügelt beide.“ Dass dafür unter den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern aber auch eine gewisse Diversität nötig ist, kulturell, sozial und vom Lebensalter her, versteht sich von selbst.

Und weil ich gerade den schillernden Begriff Aufschreibesysteme verwendet habe, um nicht immer die Formulierung „das Buch und andere Medien“ zu verwenden: dass die jeweiligen Formen des Notierens Auswirkungen auf den erzählten Ausschnitt der Wirklichkeit haben, ist bekannt. Dass umgekehrt Probleme der Darstellung den Sachproblemen nicht äußerlich sind, auch. Das wird in digitalen Zeiten besonders sinnfällig. Dass heute eine Internetseite ohne bewegtes Bild weniger häufig wahrgenommen wird, dass viele vor allem jüngere Menschen vor den statischen Buchstaben eines gedruckten Textes rascher kapitulieren, das alles verändert unsere Mediennutzung – und Medienproduktion spürbar. Darüber lohnt es, in der Bibliothek, am realen Ort und im virtuellen Raum, sich

auszutauschen. Zumal mit der Omnipräsenz medialer Angebote auch ein zweites Problem verbunden ist: darüber, was gilt, an Fakten, an politischen Argumenten (von ästhetischen Fragen wollen wir gar nicht reden), herrscht längst kein noch so fragiler Konsens mehr, ja er scheint immer weiter zu bröckeln.

Muss ich jetzt auch immer twittern oder einen Blog betreuen? Werden Sie fragen. Vielleicht, wenn Sie es wollen. Aber es kann wichtiger sein, dass Sie Ihre Kernkompetenz stark machen. Die Kunst der Verknüpfung, der Verknüpfung, so, dass wir auch etwas finden, selbst wenn wir etwas anderes gesucht haben. Hier ist wichtig, noch einmal den realen Ort Ihrer Einrichtung in den Blick zu nehmen. Welche Funktionen übernimmt sie in der Kommune, welche Menschen erreicht sie, welche nicht. Wer lebt in der Nähe, die oder der technische Kompetenz besitzt, die Sie vielleicht nicht haben. Und bastelt mit an einer lokalen App. Oder erzählt regionale Geschichten. Wo sind Sie zusammen mit Ihren Nutzerinnen und Nutzern an genau diesem Ort unschlagbar? Und wie erfahren andere davon? Denken Sie dabei an den Werbespruch einer Handwerkerinnung „Was Friseure können, können nur Friseure.“

Die Digitalisierung suggeriert uns Ortlosigkeit. Alles scheint überall zu sein. Zentren und Peripherien bleiben aber erhalten. Wenn heute schnelles Internet für den ländlichen Raum versprochen wird, dann wissen wir doch längst, dass sich auch in den Zentren die Umlaufgeschwindigkeiten von Informationen weiter beschleunigen. Deshalb mein Plädoyer für die Regionalität. Auch um der Wahrnehmung der Abgehängtheit und Maginalisierung nicht weniger Bürger die Spitze zu nehmen. Und trauen Sie der digitalen Welt nicht naiv. Hinter den Benutzeroberflächen, die uns etwas Fertiges präsentieren, verschwindet die tatsächlich vollbrachte Arbeit, verschwindet der Energieaufwand (wie viel Strom kostet eine Suchanfrage bei Google? untersuchte ein Forschungsinstitut schon vor 10 Jahren) und es verschwinden die Vorab-Entscheidungen der Algorithmen. Wir brauchen Räume und Kompetenzen, um uns darüber als Bürger

auszutauschen. Auch um unterschiedliche Meinungen auszuhalten und sie argumentativ gegeneinander abzuwägen. Die Bibliothek ist ein solcher Raum. Hört sich gut an, heißt aber auch, darüber zu streiten, welche umstrittenen Publikationen in einer Bibliothek verfügbar sein sollen und welche nicht. Worauf es unterschiedliche Antworten gibt.

Es mag sein, dass in einer digitalen Welt eine eher leise Herangehensweise an die Debatten der Gegenwart den Hauch des Vergeblichen hat. In einer Welt, in der manch kleines Ereignis zu einem medialen Tsunami wird, der die Kontinentalplatten unserer Demokratie zu verschieben scheint, Wer den blanken Hass, der sich in Blogs austobt, kennt, der weiß, was es auszuhalten gilt.

Nun habe ich ganz wenig über das Neue gesprochen, den radikalen Wandel im „Zeitalter des Dataismus“, wie es die Beauftragte der Bundesregierung für Digitalisierung Dorothee Bär jüngst formulierte. Sie schreibt wörtlich: „Unsere Gesellschaft braucht keinen Reset. Aber wir brauchen ein Update, das unser gesamtes Betriebssystem erneuert und virensicher macht“. Ich habe heute mehr über das gesprochen, was Sie bereits mitbringen und was sich in dem veränderten Medienumfeld sicherlich bewähren wird. So ist das, wenn der Bibliotheksverband die Keynote an einen Kulturjournalisten gibt, der sich selbst noch zum analogen Zeitalter zählt. Dann gibt es halt mal keine Power Point Präsentation und fünf Leitsätze zum Mitschreiben. „Wenn ich jemanden um Rat frage, habe ich mich schon entschieden. Indem ich mich für denjenigen entschieden habe, den ich um Rat frage.“ So oder so ähnlich hat es der Philosoph Jean Paul Sartre formuliert. Vor über 30 Jahren ist mir der Satz untergekommen. Wo er steht? Hab ich vergessen. Aber bei der Suche danach helfen mir sicherlich Bibliothekarinnen und Bibliothekare.

